

»Demokratie, das sind wir alle!«

Hildegard Hamm-Brücher wurde in München mit der Moses Mendelssohn Medaille ausgezeichnet

Die Moses Mendelssohn Medaille wurde in diesem Jahr der liberalen Publizistin, langjährigen Bundestagsabgeordneten und promovierten Chemikerin Hildegard Hamm-Brücher verliehen. Die Verleihung fand am 16. Juni 2011 im Großen Sitzungssaal des Münchener Rathauses statt. Hildegard Hamm-Brücher, deren bekanntestes Credo: »Demokratie, das sind wir alle!« ist, erhielt die Ehrung für ihr »stetiges Eintreten für Demokratie und Freiheit, für Frauen- und Bürgerrechte, gegen Antisemitismus und Geschichtsverdrängung, für die Aussöhnung von Christen und Juden und für ihre Bemühungen um einen interreligiösen Dialog«, wie Professor Julius H. Schoeps erklärte. Die Moses Mendelssohn Stiftung hat ihr zu Ehren zwei Hildegard Hamm-Brücher-Stipendien zur Verfügung gestellt, die im Herbst 2011 ausgeschrieben werden. Ihre Danksagung wird nachfolgend in Auszügen wiedergegeben.

Es ist für mich ein bewegender Augenblick – ein Augenblick der Freude, aber auch der Herausforderung mit einer Medaille ausgezeichnet zu werden, die den Namen Moses Mendelssohn trägt, eines Mannes der zu seiner Zeit der herausragendste jüdische Philosoph auf deutschem und europäischen Boden war – der vor etwa 250 Jahren das gewagt hat, was wir als Aufklärung bezeichnen – nämlich die Überwindung von starren geistigen und konfessionellen Dogmen, den Aufbruch aus Unmündigkeit und Unfreiheit. Der stattdessen sein Denken und Handeln auf Offenheit, Gedankenfreiheit und Toleranz gründete.

Um diese Ziele musste es auch nach dem Inferno der Judenverfolgung und -vernichtung während der NS-Diktatur gehen: Um den Versuch eines Aufbruchs aus Schuld und verhängnisvoller Mitschuld, um Besinnung und Aufklärung, und vor allem um die Überwindung des mörderischen Antisemitismus.

Dieser Aufbruch hat sich zeitweise als schwieriger und langwieriger erwiesen als der materielle Wiederaufbau unseres Landes. Denn es galt alles aufzuarbeiten, was an geschichtlichen, gesellschaftlichen und geistigen Irrtümern und Irrwegen vor einem Neuanfang stand, und er erforderte die Bereitschaft diese, unsere Erblasten nicht zu verdrängen oder zu verleugnen, sondern zu benennen und sich mit ihnen auseinanderzusetzen.

Dazu will die Moses Mendelssohn Stiftung und die

von ihr seit 1993 vergebene Medaille, die mir in diesem Jahr zuerkannt wurde, beitragen. Welch eine Herausforderung für eine Danksagung!

Deshalb habe ich mir vorgenommen, nicht von den materiellen Leistungen der sogenannten Wiedergutmachung zu sprechen, von Zahlen und Statistiken, sondern von dem Prozess der Einsicht und Erneuerung im deutsch-jüdischen Verhältnis, von unserem Bemühen, Wege aus selbstverschuldeter Unmündigkeit, Schuld und Versagen zu finden. [...]

(dem besten Freund MMs) nenne, habe ich schon gesagt, was wir dem 18. Jahrhundert zu verdanken haben ... Lessing ein Mann von herrlicher Tapferkeit ...

Das scheußliche Unrecht, das wir dem jüdischen Volke angetan haben, muss zur Sprache gebracht werden... Wir dürfen einfach nicht vergessen, dürfen Dinge nicht vergessen, die Menschen gern vergessen möchten, weil das so angenehm ist. Wir dürfen nicht vergessen die Nürnberger Gesetze, den Judenstern, die Synagogenbrände, den Abtransport von jüdischen Menschen in die Fremde, in das Unglück, in den Tod ... wir dürfen es nicht vergessen [...]

Seine Mahnungen waren nur zu berechtigt! Denn beängstigender noch als das von ihm beanstandete »nur-herumreden« erwies sich das gar-nicht-reden – das Schweigen über das Geschehen. Das Schweigen in den Familien, den Schulen, den Kirchen. Das Schweigen bis in die 1960er und 1970er Jahre hinein. Erst dann wuchs Betroffenheit und die Bereitschaft zu aufrichtiger Aufklärung – letztlich ausgelöst durch die amerikanische Fernsehserie »Holocaust«.

Wenn ich die Jahrzehnte seither Revue passieren lasse, dann frage ich mich oft, ob und wie wir den Mahnungen von Heuss gerecht geworden sind. Gewiss, es ist im deutsch-jüdischen Verhältnis viel Erfreuliches und Aufrichtiges geschehen, und es hat sich ein spürbares Stück dessen eingestellt, was man als ‚Normalität‘ bezeichnen kann. Doch scheint mir diese Normalität noch nicht so stabil zu sein wie sie z.B. im deutsch-französischen und deutsch-amerikanischen Verhältnis selbstverständlich geworden ist. Immer dann stellen sich wieder Schwankungen ein, wenn bei neu erwachendem Antisemitismus oder anlässlich gängiger Postulate von ‚Schlusstrich-Apologeten‘ alte Wunden aufbrechen. Dann ist nach wie vor Wachsamkeit und Einhalt geboten.

Für mich war und ist unser Umgang mit Antisemitismus über die Jahrzehnte immer ein Prüfstein und eine Bewährungsprobe gewesen – so etwas wie ein cetero censeo. Bis heute. Deshalb möchte ich in meiner Danksagung auch nicht theoretisieren, sondern von einigen Menschen sprechen, die dazu beigetragen haben, dass wir auf dem Wege zur Normalität, auch gegen Antisemitismus und Rassismus ein gutes, ein erfreuliches Stück weiter gekommen sind, und dass sich



Hildegard Hamm-Brücher

Foto: Michael Steiner

Ich möchte meine Danksagung mit einem Blick zurück beginnen: Wenn ich an die ersten Jahre der Nach-Hitler-Zeit denke, dann erinnere ich, dass im deutsch-jüdischen Verhältnis politisch zunächst Sprachlosigkeit herrschte. Erst unser erster Bundespräsident Theodor Heuss sprach, im Dezember 1949 vor der neugegründeten Christlich-Jüdischen Gesellschaft als erster deutscher Politiker eindringlich von unseren Erblasten und warnte vor ihrem Verschweigen und Vergessen: »Es hat keinen Sinn um die Dinge herumzureden! ... das Wort ‚Aufklärung‘ ist in Deutschland zu einem Spottwort geworden ... Wenn ich nur die Namen Voltaire, Franklin und Lessing

so etwas wie eine neue Begegnungskultur angebahnt hat. Eine Begegnungskultur, wie sie sich in der wechselförmigen Geschichte der Judenemanzipation bereits im 19. und den Anfängen des 20. Jahrhunderts wiederholt angebahnt hatte.

In der Nach-Hitler-Zeit haben an diesem Prozess von Anbeginn auch verfolgte und verjagte jüdische Menschen deutscher Herkunft teilgehabt, die nach 1945 ganz oder zeitweise nach Deutschland zurückgekehrt sind. Sie haben Berührungängste überwunden und an dieser positiven Entwicklung oft mehr und nachhaltiger mitgewirkt als das bisher öffentlich bekannt ist und gewürdigt wurde. Sie haben jedoch oft mehr Veränderungen bewirkt, als in der ersten Nach-Hitler-Zeit vorstellbar gewesen war. Von den Verdiensten einiger dieser Menschen, die ich kennengelernt habe, soll nun die Rede sein:

Für mich war die erste, uns Deutschen Frieden und Versöhnung stiftende Botschaft das Geigenspiel des großen jüdischen Virtuosen Jehudi Menuhin, der in den Weihnachtstagen 1945 aus einer zerbombten Berliner Fabrik – via Radio – Bachkantaten zu uns sandte, die viele Deutsche zutiefst ergriffen haben. Aber nicht nur deshalb zähle ich ihn zu den Wegbereitern. Menuhin hat auch in der Folgezeit unendlich viel für die Neubelebung des Musiklebens im zerstörten und gevierteilten Deutschland getan: Durch Förderung begabter Künstler, durch Schenkungen und Benefizkonzerte. Zweimal habe ich ihn persönlich erlebt und seine menschliche Anteilnahme am Schicksal und der Hoffnungslosigkeit vieler Künstler nachempfunden.

Die zweite, auf anderem Felde nicht minder hochherzige Hilfeleistung kam von dem britisch-jüdischen Autor und Philanthropen Victor Gollancz, der schon bald nach Kriegsende Lebensmittelpakete ins hungernde, von der Welt verachtete Nach-Hitler-Deutschland schickte, was Theodor Heuss zurecht als ein Beispiel für den »Mut zur Liebe« bezeichnete.

Doch nun zu einigen Begegnungen, die in unserer Stadt bereits in der zweiten Hälfte der 1940er Jahre begannen. Es waren amerikanisch-jüdische Besatzungsoffiziere, die zumeist während der Nazi-Zeit aus Deutschland geflohen und überlebt hatten, die erste Kontakte wagten. Zwei von ihnen sind mir in besonderer Erinnerung: Der eine hieß Hans Lamm und fiel mir wegen seines Feuereifers auf mit dem er unsere ersten demokratischen Gehversuche unterstützte und sich vor allem in die Jugendarbeit stürzte. Dabei kümmerte er sich besonders um gefährdete heimat- und familienlose Jugendliche und bewahrte so manchen von ihnen vor dem Gefängnis. Von 1970 bis zu seinem Tod 1985 war er Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde und als solcher auch publizistischer Mittler zwischen jüdischen und deutschen Münchnern. Manchmal mischte er sich kräftig in Politik ein und wurde zu einem der bekanntesten und beliebtesten Rückkehrer. Beispielhaft praktizierte er Toleranz und überwand Vorurteile, so manches Mal auf beiden Seiten.

Sein weibliches Pendant war die jüdische US-Majorin Yella Lepman, die uns mit Hilfe der amerikanischen Ford-Stiftung die noch heute in München florierende erste Internationale Kinder- und Jugendbibliothek schenkte. [...] Mein drittes Beispiel betrifft die damals fast 50-jährige jüdische Dichterin Gerty Spies, die nicht aus der Emigration, sondern nach dreijähriger Deportation aus Theresienstadt zurückgekehrt war. Ihre bewegenden Gedichte aus dieser Zeit, die sie mangels Papier, immer

auswendig vor sich hergesagt hatte, hätten sie am Leben gehalten, berichtete Sie. Nach ihrer Rückkehr beeindruckte sie mit erfolgreichen Lesungen und schier unerschöpflichen Erinnerungen. Sie wurde 100 Jahre alt und bis zuletzt von einem großen Freundinnen und Verehrerinnenkreis betreut. Ungezählten Menschen, die zunächst nichts vom Schicksal der Juden wissen wollten, hat sie die Ängste und Qualen der Deportation und die Gleichgültigkeit der Zeitgenossen eindringlich, jedoch ohne anzuklagen vermittelt. [...]

Schließlich sei auch des großen jüdischen Schauspielers Fritz Kortner gedacht, der mit seiner Frau Johanna Hofer frühzeitig aus der Emigration zurückkehrte und sich dem Münchner Publikum stellte. Das war anfangs ein Wagnis und wurde ein großer Erfolg – als Schauspieler aber auch als Regisseur von mehr als 100 Inszenierungen in den Münchner Kammerspielen. Unvergessen sein Shylock in Shakespeares »Kaufmann von Venedig«, den er in ein Lehrstück gegen Antisemitismus verwandelte. Die Münchner liebten ihn – nie wieder hat es seinesgleichen gegeben.

Auch nach der Gründung der BRD haben überlebende Opfer der Nazi-Verfolgung zur Einsicht, und Verständigung beigetragen. Hierzu möchte ich beispielhaft von zwei unbekanntem und von drei bekannten Persönlichkeiten sprechen.

Einmal war es die jüdische, aus Berlin stammende israelische Lehrerin Puah Menzel, die schon frühzeitig und immer unter Schwierigkeiten in die BRD reiste, um hier von ihrer in Rehovot gegründeten israelisch-palästinensischen Gesamtschule zu berichten, die sie zu einem pädagogischen Modell zur Überwindung von Rassen- und Völkerhass konzipiert und zur Nachahmung empfohlen hatte. Vor allem beeindruckte sie in Lehrer- und Elternversammlungen mit Kinderzeichnungen, die den von ihr eingeschlagenen Wege bestätigten. Zudem war Puah ein wunderbarer Mensch, sie lebte für Verständigung und Versöhnung. Davor verstummten jedwede, damals noch unterschwellig weitverbreiteten antisemitischen Vorurteile. Begegnung gelang!

Ähnlich wirkte auch der deutsch-französische, jahrelang im KZ Dachau inhaftierte jüdische Katholik Josef Rovin, dem es vor allem mit seiner Jugendarbeit gelang, sowohl anti-französische als auch antisemitische Vorurteile aus der Welt zu schaffen. Ich habe das mehrfach erlebt und war von seiner hohen Intelligenz und Glaubensüberzeugung, gepaart mit spontaner Menschlichkeit immer von Neuem beeindruckt.

Ohne Menschen wie ihn – zu denen übrigens auch der ursprünglich deutsche später jüdische Franzose Alfred Grosser gehört – wäre auch die deutsch-französische Verständigung nicht so schnell und vor allem nicht so nachhaltig gelungen.

Doch nun zu den drei, mir politisch am bedeutendsten dünkenden Wegbereitern eines neuen deutsch-jüdischen Wiederannäherungsprozesses, der zwar nicht immer konfliktfrei, letztlich aber zunächst zu einer Art »co-habitation«, dann aber zu Begegnung und schließlich wie hier in München am Jakobsplatz – zum unverkrampften Zusammenleben führte.

Als ersten nenne ich Ignatz Bubis, jene beinahe tragische Persönlichkeit, die sich in seinem Bemühen um Verständigung und gegenseitiger Respektierung bis zu seinem Tode aufgegeben hat. Nach seinem Überleben in verschiedenen Lagern, hatte er sich nach der Befreiung zunächst ausschließlich seinen jüdischen

Leidensgefährten gewidmet bis er in den 1970er Jahren den Weg in die politische Öffentlichkeit fand. Als Mitglied im Frankfurter Magistrat, als streitfreudiges Mitglied bei den Liberalen dann seit 1989 als Zweiter, seit 1992 als Erster Vorsitzender des Zentralrates der Juden in Deutschland. Überall leistete er außergewöhnliches. Seine größte Lebensleistung vollbrachte er jedoch mit seiner unermüdbaren Gesprächsbereitschaft vor allem mit jungen Menschen. Hunderttausende werden es gewesen sein, denen er in Schulen, Kirchen und Vereinen bis zur Erschöpfung Rede und Antwort stand. Dies leistete er neben seinen sonstigen Verpflichtungen, bis es über seine Kräfte ging. Nach seinem frühen Tod 1999 wollte er in Israel begraben werden, weil er glaubte in Deutschland nicht genug bewirkt zu haben. Doch es war mehr als alle Bemühungen seiner Vorgänger.

Als zweiten Bahnbrecher möchte ich den deutsch-jüdischen, aus dem schwedischen Exil zurückgekehrten Juristen Fritz Bauer nennen, der schon Anfang der 1950er Jahre mit dem erfolgreich durchgekämpften sogenannten Remer-Prozess erreichte, dass die Widerstandskämpfer des 20. Juli nicht länger als Hoch- und Landesverräter verunglimpft werden durften, sondern, dass sie – wie das Urteil bestätigte »bis zur Selbstaufopferung mit großem Verantwortungsbewusstsein gegenüber ihrem Volk gehandelt« hätten. [...] Sein größtes Verdienst erwarb er sich jedoch als hessischer Generalstaatsanwalt als er 1963 (auch mit Hilfe der erfolgreich arbeitenden Ludwigsburger Zentralstelle zur Aufklärung von NS-Verbrechen) die bis dahin verschleppten Prozesse gegen KZ-Aufseher in Auschwitz und anderen osteuropäischen Lagern in Gang brachte. Trotz jahrelanger Verspätungen, Verschleppungen und Verjährungen führten sie zu zahlreichen Verurteilungen. Sein früher, rätselhafter Tod 1968 war nicht nur für den weiteren juristischen Aufarbeitungsprozess ein schmerzlicher Verlust, sondern auch für die generelle Aufarbeitung unserer Erblasten. Schließlich sei der bedeutende jüdisch-amerikanische Historiker, deutscher Herkunft – Fritz Stern – genannt, der uns sowohl mit seinen großen zeitgeschichtlichen Werken als auch mit einschlägigen Reden und Veröffentlichungen, immer wieder – sozusagen im Geiste Mendelssohns – beschworen hat, uns mit den Irrtümern unserer Geschichte auseinander zu setzen und Aufklärung zu wagen, wie er es z.B. erst kürzlich im Dialog-Gespräch mit Helmut Schmidt wieder bewiesen hat. [...]

Die in meiner Dankesrede genannten Beispiele sind Bausteine für gelungene neue Formen deutsch-jüdischen Zusammenwirkens. Und es sind nicht die einzigen, wenn ich an die vielen deutsch-jüdischen Begegnungen und neuen Formen der Zusammenarbeit denke.

Aber sie gemahnen auch an die unendlichen kulturellen und geistigen Verluste, die wir durch Ermordung und Vertreibung unserer jüdischen Elite erlitten haben. Und mehr noch: Am schmerzlichsten war der Verlust des Geistes der Freundschaft wie er zwischen Moses Mendelssohn und Gotthold Ephraim Lessing lebenslang Früchte trug. Meine größte Hoffnung wäre es, dass es in Zukunft gelänge, diesen Geist dauerhaft zu beleben, denn wir brauchen ihn im Großen und Kleinen und bei vielen Gelegenheiten.

Dazu wollte ich mit meiner kleinen Dankesrede anregen und ein wenig beitragen. Das war meine Absicht. Denn für mich bedeutet die Zuerkennung der Moses Mendelssohn Medaille eine Ehrung, die mich ermutigt und richtig glücklich macht.

Antisemitismus und Alterität

Bilder des »Anderen« im deutschen Film seit 1989

Der Ort, den eine Epoche im Geschichtsprozess einnimmt, ist aus der Analyse ihrer unscheinbaren Oberflächenäußerungen schlagender zu bestimmen als aus den Urteilen der Epoche über sich selbst.« Siegfried Kracauers Einschätzung, dass die populäre Alltagskultur als aufschlussreiches Zeitdokument analysiert werden kann, begründet besonders, wenn es um aktuellen Antisemitismus geht, den Spielfilm als Forschungsgegenstand in den Fokus zu nehmen. Diesem schrieb Kracauer zu, die »Mentalität« einer Nation direkter zu reflektieren als alle anderen Medien.

Die politische Kultur Deutschlands hat sich aufgrund der strukturellen Transformationen, die mit dem emblematischen Jahr 1989 verbunden sind, in den letzten zwanzig Jahren ebenfalls verändert. Dabei haben die seitdem stattfindende Renationalisierung und die sogenannte Normalisierung von Geschichtsdiskursen, so die Ausgangsthese des laufenden Dissertationsprojektes, auch Auswirkungen auf das, was in Bezug auf Antisemitismus sag- und zeigbar ist.

Wie wird zwanzig Jahre nach der »Wiedervereinigung« das nationale Selbst konstituiert, wer ist heute sein Anderes? Welche Rolle spielt der Bruch, den die Schoa für deutsche Identität bedeutet, für Bilder des »Jüdischen«? Obgleich historische antisemitische Stereotype transdisziplinär gut erforscht sind, ist die Frage nach Antisemitismus in der aktuellen visuellen Kultur bisher unbeantwortet.

Dabei spiegelt schon die Notwendigkeit zu erklären, weshalb Antisemitismus im Film auch und gerade in der heutigen, »wiedervereinigten« Bundesrepublik ein durchaus ergiebiger Forschungsgegenstand ist, die spezielle Ausgangskonstellation des Themas wider. Denn während, je nach Anlage der jeweiligen Studie, zwischen zehn und sechzig Prozent der deutschen Bevölkerung antisemitisch eingestellt sind, unterliegt das Ressentiment in der medialen Kultur einem vermeintlichen Tabu: Obwohl Antisemitismus in Deutschland auch nach 1945 weit verbreitet ist, gelten offen antisemitische Artikulationen im öffentlichen Diskurs als illegitim. Auf diese Kluft zwischen öffentlicher und privater Meinung zielt das Projekt, indem es den Spielfilm mit seinem spezifischen Potential, zu emotionalisieren und Identifikationen zu ermöglichen, in den Blick nimmt.

Die narrative Form in ihrer Wirkmächtigkeit ernst zu nehmen, bedeutet zum einen, sowohl Kino- als auch Fernsehfilme in die Untersuchung einzubeziehen. Diese formale Eingrenzung wird zum anderen von einem inhaltlichen Fokus auf Repräsentationen des Nationalsozialismus und Israel ergänzt, zumal sich Antisemitismus in Deutschland seit der Schoa

immer auch auf »Auschwitz« und dessen Stellung in der Erinnerungskultur bezieht. Deshalb liefert die etwa 2001 mit einem »cultural lag« einsetzende Welle an Filmen über diese historische Phase – von Eichingers »Der Untergang« bis zu den sehr erfolgreichen öffentlich-rechtlichen Großproduktionen »Dresden«

Erkenntnisinteresse zugrunde: Erstens, welche »klassischen« antisemitischen Bilder werden tradiert, wie werden sie modifiziert? Zweitens, wie wirken sich die politischen Veränderungen nach 1989 auf antisemitische Bilder aus und in welchem Verhältnis stehen sie zu tradierten Bildern? Und schließlich: kann von einem



Die Figur des Verräters Hagen im Fernsehzeileiter »Die Gustloff« repräsentiert ein »klassisches« Konglomerat antisemitischer Stereotype.

und »Die Gustloff« sind es bis heute etwa vierzig an der Zahl – Indikatoren für die Entwicklungen nationaler Fremd- und Selbstbilder. Gleichzeitig kann die Analyse dieser Filme Aufschluss über das Verhältnis der zum Teil sehr unterschiedlichen jüdischen und nichtjüdischen Erinnerungsnarrative geben.

Die Relevanz, die Spielfilme für die Gestaltung von Geschichtsbildern und damit immer auch für gegenwärtige Identitätskonstruktionen besitzen, zeigt sich nicht zuletzt auch daran, dass sie für subjektive Vergangenheitsbilder Vorlagen und scheinbare Belege liefern. Film ist nicht nur ein Spiegel der Gesellschaft, sondern auch ein höchst wirkmächtiger Diskursproduzent. So ist in intergenerationellen Familiengesprächen über den NS nachgewiesen worden, dass Fragmente aus populären Filmen einerseits in die eigenen Erzählungen »eingebaut« werden. Andererseits dienen die Filmszenen auch als historisch gültige Verifizierung der persönlichen Geschichten.

Der Spielfilm wird hier zum Bindeglied zwischen dem sozial gebundenen kommunikativen und dem an Artefakte gebundenen kulturellen Gedächtnis. Seine Nähe zu menschlichen Wahrnehmungsformen, vor allem die scheinbare Evidenz der Bildebene, macht ihn vor allem dann zum geeigneten Untersuchungsgegenstand, wenn wie im laufenden Projekt auch latente und codierte Formen von Antisemitismus erfasst werden sollen.

Der Untersuchung liegt insofern ein doppeltes

Wandel der Erinnerungskultur gesprochen werden, im Zuge dessen antisemitische Stereotype neu arrangiert und reaktiviert werden?

Um sowohl »versteckte« als auch lange tradierte Topoi und deren Verschiebungen in antisemitischen Ikonografien der Gegenwart erfassen zu können, wird methodisch ein Verfahren der Visuellen Diskursanalyse angewendet, das Kracauers filmanalytischen Zugriff unter anderem mit politikwissenschaftlichen und bildtheoretischen Ansätzen vermittelt und zu erweitern versucht – im Sinne einer interdisziplinär ausgerichteten Antisemitismusforschung, die es vermag, gegenwärtige »Aktualisierungen« des Ressentiments aufzuzeigen.

Antonia Schmid, M.A. studierte an der Georg-August-Universität Göttingen Medien- und Kommunikationswissenschaft, Geschlechterforschung und Soziologie sowie



Politikwissenschaft. Sie lehrt Politische Theorie und Ideengeschichte an der Bergischen Universität Wuppertal, promoviert an der Freien Universität Berlin und ist seit November 2010 Stipendiatin im Walther Rathenau Kolleg.

»Das Leben als Kunstwerk«

Der Dandy als kulturhistorisches Phänomen im 19. und 20. Jahrhundert

Der Dandy ist – kulturhistorisch betrachtet – in seiner ursprünglichen Gestalt eine janusköpfige Figur: einerseits Kavalier alter Schule und in Habitus und Mentalität dem 18. Jahrhundert verhaftet, andererseits die adligen Standesschranken und -regeln durchbrechender Einzelgänger. Das Brüchigwerden der Adelswelt im Laufe des 19. Jahrhunderts schnitt den Typus des Gesellschaftsdandys von seinem angestammten Terrain – dem aristokratischen »Highlife« – ab und drängte ihn noch stärker in die Vereinzelung. Die verwandte Spielart des Künstlerdandys repräsentiert eine mondäne Bohème und existiert in ihren verschiedenen Amalgamierungen bis heute. Die Konferenz hat es sich zum Ziel gesetzt, die verschiedenen Erscheinungsformen und Transformationen des Dandys im 19. und 20. Jahrhundert zu untersuchen. Der Zusammenbruch der »großen Welt« vor und nach dem Ersten Weltkrieg stellte für den Dandy eine massive Existenzbedrohung dar. Die Dekomposition der Oberschichten und die entstehende Massenkultur, die damit einhergehenden neuen Formen der Geselligkeit, des Lebensstils, der Mode, des Freizeitverhaltens im Zuge der Kommerzialisierung und »Amerikanisierung« der Lebenswelt erforderten neue Selbstbehauptungsstrategien, die hier ebenso thematisiert werden wie die Biographien bekannter Dandys. Prof. Dr. Günther Erbe

Tagungsprogramm

Donnerstag, 27. Oktober

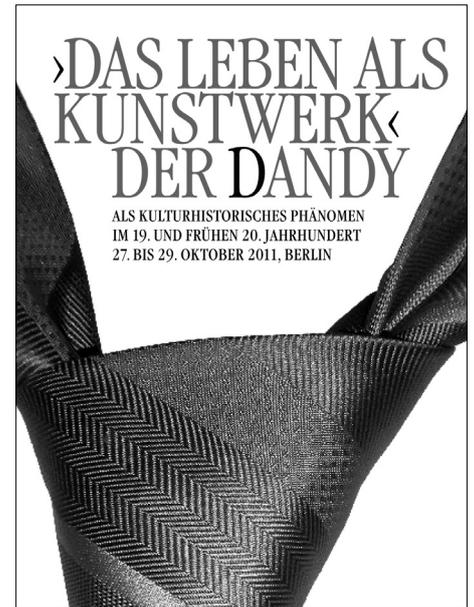
Hörsaalruine im Medizinhistorischen Museum der Charité
18 Uhr Grußworte/Eröffnungsvortrag
Aristokratismus und Dandytum im 19. und 20. Jahrhundert
Prof. Dr. Günter Erbe, Berlin
Anschließend Empfang

Freitag 28. Oktober

Humboldt Graduate School
Biographien
9.30 Uhr Moderation: N.N.
Fürst Hermann von Pückler-Muskau
Prof. Eckart Kleßmann, Klein-Bengerstorf
»Frucht dieser allzu sehr gebrandmarkten Eitelkeit«
Jules Barbey d'Aureville und George Brummell
Dr. Gernot Krämer, Berlin
Der ewige Dandy: Oscar Wilde in britischen Biopics
Dr. Lucia Krämer, Hannover
11.45 Uhr Moderation: Prof. Dr. Joachim H. Knoll
Flaneur, Bohémien – Dandy?
Franz Hessel in München, Paris und Berlin
Moritz Reininghaus M.A., Berlin
Stefan George: Vom Dandy zum Meister
Dr. Ute Oelmann, Stuttgart
14.30 Uhr Moderation: Prof. Dr. Thomas Brechenmacher
Der jüdische Dandy: Die Selbstinszenierung des Theodor Herzl
Prof. Dr. Julius Schoeps, Potsdam/Berlin
Francesco von Mendelssohn – der »glamorous boy« Berlins
Dr. Thomas Blubacher, Basel

Rezeptionen

15.45 Uhr Moderation: Prof. Dr. Christina von Braun
Charles Baudelaires Bestimmung des Dandysmus und sein Entwurf einer »Femme dandy« in den Fleurs du Mal
Prof. Dr. Hiltrud Gnüg, Bonn
Der Dandy als ästhetische Figur. Vom realen Autor zur literarischen Fiktion
Prof. Dr. Sebastian Neumeister



Sonnabend 29. Oktober

Humboldt Graduate School
Identitäten
9.30 Uhr Moderation: Dr. Anna-Dorothea Ludewig
Entartet? Untergeordnet? Sublim?
Der Dandy aus Sicht der Men's Studies
Prof. Dr. Gregor Schuhen, Siegen
Die »Femme dandy« – eine vergessene Tradition?
Dr. Isabelle Stauffer, Mainz
11.15 Uhr Moderation: Prof. Dr. Julius H. Schoeps
»Des Dandys bestes Stück«:
Die Krawatte als modisches Paradox
PD Dr. Julia Bertschik, Berlin
Die Zukunft des Dandys zwischen Texten und Textilien
Dr. Fernand Hörner, Freiburg

Kultur und Identität

Internationale Tagung zum deutsch-jüdischen Kulturerbe

Ob Schiller-Bände in Bücherregalen in Shanghai oder Bauhausarchitektur in den Straßen Tel Avivs. Über die ganze Welt verstreut finden sich Spuren deutsch-jüdischen Kulturerbes. Materielles wie immaterielles Kulturerbe gelangte in verschiedenen Auswanderungswellen mit den deutschen Juden in deren neue Heimat. In Vereinen, Forschungseinrichtungen und Gemeinden leben im Exil Elemente deutsch-jüdischer Kultur fort, die in Deutschland durch den Nationalsozialismus ihr fast vollständiges Ende fanden.

Durch Zeitungen, wie den berühmten New Yorker »Aufbau« oder die argentinische »Jüdische Wochenschau« wurde in den Immigrationsländern weiterhin

etwas von dieser kulturellen Vielfalt der jüdischen Lebenswelt in Deutschland vermittelt, das in Deutschland nur noch in Fragmenten vorhanden war. Noch heute zeugen Gottesdienste im Emanu-El Tempel in New York stärker von der Einzigartigkeit der jüdischen Reformbewegung in Deutschland als die in Berlin abgehaltenen. Die Vorlesungen in Berkeley knüpfen eher an den Geist der Wissenschaft des Judentums an, als jene an deutschen Universitäten.

Unter dem Titel »Kultur und Identität. Deutsch-jüdisches Kulturerbe im In- und Ausland« veranstaltet das Moses Mendelssohn Zentrum eine Konferenz, die unter der Schirmherrschaft des Kulturstaatsministers Bernd Neumann steht. Renommierte Wissenschaftlerinnen

und Wissenschaftler aus den USA, Israel, Österreich und Deutschland (u.a. Michael A. Mayer, Moshe Zimmermann, Stefanie Schüler-Springorum, Frank Stern, Liliane Weißberg, Michael Wolffsohn) setzen sich mit der Ursachen- und Wirkungsgeschichte der deutschen Kultur und dem Einfluss kulturschaffender jüdischer Provenienz auseinander. Fragen zur Identität und Kultur und deren Wechselbeziehung im deutsch-jüdischen Kontext sollen dabei kaleidoskopartig betrachtet werden.

Die Konferenz findet vom 25. bis 27. Oktober 2011 in der Stiftung Neue Synagoge/Centrum Judicum in Berlin statt. Das Tagungsprogramm ist unter: www.mmz-potsdam.de/abrufbar

»Schreiben ohne Ort«

Vertonte Lyrik in Halberstadt

Die 1998 in Dresden gegründete Gruppe Pankraz trat in der Halberstädter Klausynagoge mit Vertonungen der Lyrik von Dichterinnen wie Rose Ausländer, Selma Meerbaum-Eisinger oder Hilde Domin auf. Fein gewobene Musik, getragen von Kontrabass und Gitarre, in denen Akkordeon und Geige Dialoge spinnen, luftig und dicht – wie Tänzer, die sich im Getümmel der Tanzfläche in immer neuen Figuren wiederfinden. Stimmen, die schön zusammenschwingen, leuchtende Farben und Schwerelosigkeit zaubern. Gewachsene Musik ohne Effekte oder Verfremdungen, spielte Pankraz, schlicht und schön. Dabei ergänzte ihre Musik die gerade gezeigte Ausstellung »Schreiben ohne Ort« der Künstlerin Helga von Loewenich. Sie gestaltet Bil-



der und Collagen zu Gedichten verfolgt und ermordeter jüdischer Schriftstellerinnen. Unter dem Motto »Ich lebe in meinem Mutterland Wort ...« sind 25 Exponate zu sehen. Der bildnerische Dialog mit den Werken der Dichtung und

der Musik ist seit langem Thema und Schwerpunkt ihres Schaffens und findet seine Gestalt in Aquarellen, Collagen und anderen Techniken. Exemplarisch dafür stehen ihre Arbeiten zur Lyrik von Rose Ausländer, Hilde Domin, Else Lasker-Schüler und Selma Meerbaum-Eisinger.

Helga von Loewenich stellt der Wortikonographie der Dichterinnen ihre Bildikonographie zur Seite, verwandelt Wortsprache in Bildsprache. Die behutsame Annäherung in den Bildern an die Gedichte schafft dem Betrachter Raum, sich selbst einzubringen, den Dialog zwischen Poetin und Malerin zu bereichern. Beides vor Augen werden Assoziationsketten ausgelöst, die, von Betrachter zu Betrachter verschieden, den Reichtum von Text und Bild offen legen.

Von der Straße, nicht aus dem Hotelfenster

Die Kestner-Gesellschaft Hannover zeigt Karl Meyers Sicht der Türkei von der Straße aus

Ein altes Fahrrad, Fotos an den Wänden, denen man ihr Alter ansieht, dazwischen sparsam Text, oft fremdsprachige Worte. Als vor drei Jahren in der Halbestädter Moses Mendelssohn Akademie die Ausstellung »Karl Meyers Sicht der Türkei von der Straße aus« eröffnet wurde, dachte wohl kaum jemand daran, dass diese Exposition wenig später wesentlicher Bestandteil eines deutsch-türkischen Projektes wird, das hier wie dort viel Beachtung findet. Türkische Geschichten aus Deutschland, deutsche Geschichten aus der Türkei, die Themen Migration und Integration, aber auch verschiedene Blickwinkel auf beide Länder stehen im Mittelpunkt eines Fotoprojekts der Kestnergesellschaft Hannover. Anlässlich des 50. Jubiläums des Anwerbeabkommens zwischen Deutschland und der Türkei zeigt sie die Reisereportage des Fotojournalisten Karl Meyer, der 1931 per Fahrrad vom damaligen Konstantinopel bis Mersin fuhr.

Aygül Özkan (CDU), Niedersächsische Ministerin für Soziales, Frauen, Familie, Gesundheit und Integration, deren Eltern vor viereinhalb Jahrzehnten nach Deutschland kamen, verwies darauf, dass die Koffer dieser Generation ausgepackt seien. »Die Menschen, die vor 50 Jahren durch ein Anwerbeabkommen zwischen Deutschland und der Türkei hierher kamen, sind angekommen. Sie sind Teil der Gesellschaft. Wir reden nicht mehr über Herkunft, sondern über Zukunft.« Parallel zur historischen Fotoschau wächst in Hannover eine Fotowand: türkische und türkischstämmige Mitbürger sind eingeladen, Fotos aus ihrer Ankunftszeit in Deutschland mitzubringen oder das aktuelle Leben ihrer Community fotografisch festzuhalten.

Murat Mercan, Vorstand des Rates Türkischer Vereine Niedersachsens, sieht darin ein Stück Teilhabe am Leben der Bürgergesellschaft. Ramazan Salman vom Deutsch-Türkischen Netzwerk gab den Anstoß für die Schau mit den Bildern des Fotojournalisten Karl Meyer, weil die Bilder so viel über das Leben der einfachen Menschen in der Türkei des frühen 20. Jahrhunderts sagen. »Nicht umsonst ist der Sohn des Fotografen aus Los Angeles zu unserer Vernissage gekommen.«

Seine Herkunft in Magdeburg und die wissenschaftliche Arbeit in den USA prägen das Deutsch des Historikers Prof. Michael Meyer deutlich. Er freut sich, dass die Ausstellung auch an einen besonderen Journalisten erinnert. In Magdeburg ergänzte die führende Zeitungsherausgeberfamilie Faber die bestehende »Magdeburger Zeitung« um einen »General-Anzeiger« für breite Schichten. Karl Meyer aus der Magdeburger Börde dokumentiert als »Herr Linse« das Leben der dortigen Landbevölkerung in Bildern und Versen. Die Reisereportage »Von Istanbul nach Mersin« erschien vor 80 Jahren in sechs Folgen im »Magdeburger General-Anzeiger«.

Ayla und Canan aus der »Enkelgeneration« stehen voller Interesse vor den 28 ausgewählten Fototafeln. »So lebten also unsere Urgroßeltern.« Es sind Momentaufnahmen, die den Alltag der türkischen Bevölkerung zwischen Tradition und Moderne porträtieren: Zwar wurden von Mustafa Kemal (Atatürk) Pasa einige grundlegende Reformen umgesetzt – Staat und Religion wurden voneinander getrennt, Frauen und Männer vor dem Gesetz gleichgestellt – doch befand sich das Land 1931 noch inmitten dieses Prozesses. Michael Meyer verweist auf einen weiteren Aspekt: »Mitte des 19. Jahrhunderts wurde die Fotografie ein Medium zum Verständnis der ottomanischen Kultur. Sie belebte die Tradition der Lithographien, Holzschnitte, Gravuren, Malerei und Literatur früherer Zeiten wieder. Heinrich Schliemann fügte 1874 erstmals seinem Bericht über die Ausgrabungen in Troja zweihundert Fotografien bei, um die Authentizität seiner Entdeckung von Troja zu belegen.«

Auf seiner mehr als 500 Kilometer langen Reise sammelte der damals 27jährige Fotojournalist zahlreiche Eindrücke dieser ihm damals fremden Kultur. Doch auch Meyer selbst gab für die Bewohner dieser Region ein vergleichbar skurriles Bild ab: »Die Nachricht von unserer Ankunft hat sich schnell herum gesprochen, und alle Hirten des Dorfes kommen herbei, um die beiden »Alaman« zu sehen«, schrieb Meyer in seiner Reisere-

portage. »Mein Vater fotografierte von der Straße, auf Augenhöhe der Menschen, nicht aus dem vornehmen Hotelzimmer heraus«, kommentiert Michael Meyer.

Als der junge Fotograf, der mit einer jüdischen Frau verheiratet war und deshalb später mehrfach von der Pressekommer gemäßregelt wurde, im Sommer 1931 den Auftrag vom »General-Anzeiger« bekam, die Türkei zu bereisen, entschied er sich, mit seinem Freund Fritz Weinmann, die Tour vom Bosphorus bis zum östlichen Mittelmeer per Fahrrad zu machen. Dabei hatten die beiden Männer trockene Straßen unter der brennenden Sonne Kleinasiens zu bewältigen, Bergpässe, reiße Ströme, durchquerten grüne Täler mit Feldern, Obstgärten, Weiden mit Schafen, Ziegen, Kühen, Büffeln, Hunde, Pferde, Kamele und vielen Eseln. Sie sprachen mit Bauern, Soldaten, Polizisten, Zöllnern, Stadtbewohnern, Händlern und Handwerkern – alle dokumentiert in den Berichten und festgehalten in Schwarzweißfotos. Durch seine eigene ländliche Herkunft war Meyer offen für die Begegnung mit einer im Wesentlichen bäuerlich geprägten Türkei, woraus sich die starke journalistische Hinwendung zur Männern, Frauen, Kindern, den Tieren und Landschaften erklärt. Karl Meyer hatte eine Flöte dabei und spielte darauf gemeinsam mit einem ebenfalls Flöte spielenden türkischen Schafhirten.

Auf dem Land, in der Wüste, in den Bergen und am Meer schliefen Karl Meyer und Fritz Weinmann im Zelt, ihr »bisim Kuetschuek chane«, »unser kleines Haus«. Sie kochten selbst, badeten in den Flüssen und manchmal führten sie mit ihrem Wortschatz von kaum 100 erworbenen Wörtern auf Türkisch Gespräche. Rund 200 Fotos dieser Reise blieben erhalten, dazu die sechs Reisereportagen. Wie der Oscherslebener Verleger Dr. Harry Ziethen ankündigt, könnten diese journalistischen Kostbarkeiten demnächst gemeinsam mit Michael Meyer, Jutta Dick von der Moses Mendelssohn Akademie und türkischen Partnern als Buch publiziert werden. Ziethen hat Erfahrungen mit Karl Meyers Werk: 1996 erschienen dessen Bördedefotografien bereits in seinem Verlag.

Texte & Fotos: Uwe Kraus

In diesen Tagen erscheint der neue Forschungsbericht des MMZ, der den Zeitraum von 2009 bis Mitte 2011 umfasst. Bezug genommen wird u.a. auf eine Fülle internationaler Konferenzen (u.a. über Stefan Zweig, Perspektiven des europäischen Judentums und Selbstemanzipation deutsch-jüdischer Frauen), die Arbeit des Walther Rathenau Kollegs, erweiterte Sammlungen der MMZ-Bibliothek und neue Publikationen der Mitarbeiter.

Für den ZDF-Dreiteiler »Unsere Mütter, unsere Väter« (Regie: Philipp Kadelbach), der die Geschichte von fünf jungen Freunden zwischen 1941, kurz vor dem Überfall Deutschlands auf die Sowjetunion, und ihrem Wiedersehen am Ende des Zweiten Weltkrieges erzählt, haben die Potsdamer Wissenschaftler Julius H. Schoeps, Direktor des Moses Mendelssohn Zentrums für europäisch-jüdische Studien, und Rolf-Dieter Müller, Leiter des Militärgeschichtlichen Forschungsamts, den Drehbuchautor Stefan Kolditz bei den Recherchen unterstützt. Die Dreharbeiten dauern von März bis August 2011, Drehorte sind neben der zum Studio Babelsberg gehörenden Außenkulisse »Berliner Straße« und dem Schloss Marquardt auch Litauen, Sachsen-Anhalt und Nordrhein-Westfalen. Das mit 14,5 Millionen Euro bislang teuerste Fernsehprojekt wird 2012 ausgestrahlt.

Unter dem Titel »Die Grenzen der Toleranz. Rechtsextremes Milieu und demokratische Gesellschaft in Brandenburg – Bilanz und Perspektiven« hat MMZ-Projektmitarbeiter Christoph Kopke im Potsdamer Universitätsverlag einen umfangreichen Sammelband herausgegeben. Die Beiträge gehen auf die wissenschaftliche Fachtagung »Grenzen der Toleranz. Rechtsextremes Milieu und demokratische Gesellschaft in Brandenburg – Bilanz und Perspektiven« zurück, die das MMZ im Mai 2009 veranstaltet hatte. Auf der Tagung hielten verschiedene Wissenschaftler Vorträge, die ihrerseits durch Praktiker/innen mittels »Kommentaren aus der Praxis« gespiegelt wurden. Die meisten Vorträge der Tagung finden sich nun in diesem Band in überarbeiteter, in der Regel erweiterter und aktualisierter Form wieder. In einem Fall wurde ein Text aufgenommen, der aus einem längeren »Kommentar aus der Praxis« entstanden ist.

Die Beiträge kreisen um das Problem des Rechtsextremismus, seiner Erscheinungsformen und Praktiken in Brandenburg und darüber hinaus, und beleuchten die staatlichen und zivilgesellschaftlichen Gegenmaßnahmen und Gegenstrategien. Dabei wird deutlich: Brandenburg hat zwar immer noch ein Rechtsextremismusproblem – aber inzwischen auch vielfältige Strategien und Erfahrungen in der erfolgreichen Auseinandersetzung mit diesem Phänomen. Der Band kostet im Buchhandel 13 Euro und ist zudem als Volltext auch online abrufbar.

Kopke, Christoph (Hrsg.): Die Grenzen der Toleranz. Rechtsextremes Milieu und demokratische Gesellschaft in Brandenburg. Bilanz und Perspektiven, Potsdam (Universitätsverlag) 2011. 209 Seiten; online: http://opus.kobv.de/ubp/volltexte/2011/4084/pdf/kopke_grenzen.pdf

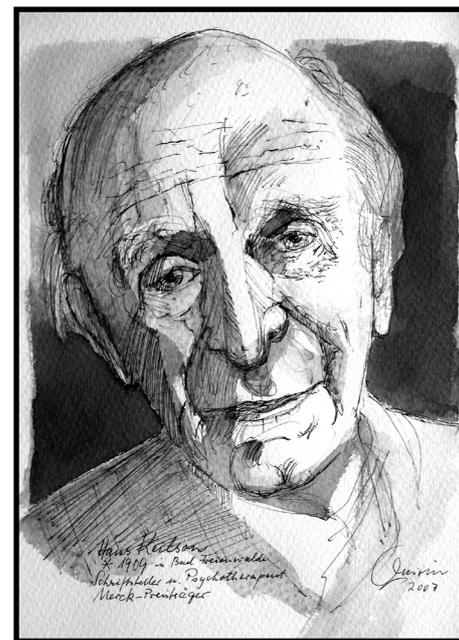
Unter dem Titel »Die Bereinigung des Personalkörpers« – Biografische, personalpolitische und strukturelle Auswirkungen der Vertreibung jüdischer und politisch missliebiger Ärztinnen und Ärzte aus dem öffentlichen Gesundheitswesen im Nationalsozialismus« fand unter Beteiligung des MMZ am 24. Juni 2011 im Berliner Landesarchiv ein Workshop statt. Ziel der eintägigen Zusammenkunft war es, durch den vergleichenden Blick auf verschiedene Regionen und unterschiedliche biographische Verläufe weitgehendere Erkenntnisse und neue Impulse für künftige Forschungsarbeiten auf diesem Gebiet zu erhalten. Hintergrund und Anlass der Tagung ist das bei der Historischen Kommission zu Berlin e.V. angesiedelte Gedenkbuchprojekt »Verfolgte Ärztinnen und Ärzte des Berliner öffentlichen Gesundheitsdienstes (1933 bis 1945)« (Arbeitstitel), das u.a. von MMZ-Projektmitarbeiter Christoph Kopke bearbeitet wird. Das Gedenkbuch soll im Jahr 2013 erscheinen. Ein ausführlicher Bericht zur Tagung ist im Internet erschienen: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3728>

Am 28. Juni 2011 fand in Halberstadt die jährliche Kuratoriumssitzung der Stiftung Moses Mendelssohn Akademie statt. Im Mittelpunkt standen Veränderungen in der Besetzung der Stiftungsgremien. Prof. Dr. Julius H. Schoeps hat sein Amt als Stiftungsvorstand niedergelegt und ist als Vertreter der Moses Mendelssohn Stiftung Nürnberg in das Kuratorium eingetreten. Dies wählte Prof. Schoeps zu seinem Vorsitzenden und Prof. Dr. Joachim-Felix Leonhard zum

stellvertretenden Kuratoriumsvorsitzenden. Zum neuen Stiftungsvorstand wählte das Kuratorium Jutta Dick, die Direktorin der Moses Mendelssohn Akademie, zu ihrer Vertreterin die Rechtsanwältin Sahra Stahlberg. Der Stifter Dipl. Kfm. Manfred Wolff wurde für die nächsten vier Jahre als Mitglied des Kuratoriums bestätigt.

Das Berend Lehmann Museum für jüdische Geschichte und Kultur besteht am 23. September 2011 zehn Jahre. Zu diesem Anlass wird die Dauerausstellung inhaltlich sowie technisch überarbeitet, und es werden Renovierungsarbeiten am Gebäude durchgeführt. Finanziert wird das Projekt durch die Moses Mendelssohn Stiftung Nürnberg. Am 23. September 2011 wird mit einem Festakt die überarbeitete Ausstellung der Öffentlichkeit übergeben.

Der Hass über das, was Geschehen ist – für mich oder meine Eltern, die in Auschwitz umgekommen sind – ist nicht groß, aber meine Trauer ist unmenschlich.« Diese Worte sprach Hans Keilson am 10. Mai 2008 in Berlin anlässlich des Gedenkens an den 75. Jahrestag der nationalsozialistischen Bücherverbrennungen im Deutschen Historischen Museum. Im 102. Lebensjahr stehend ist Hans Keilson nun in Hilversum in den Niederlanden, wohin er 1936 emigriert war, verstorben. Dem Moses Mendelssohn



Zentrum war Hans Keilson seit dessen Gründung u.a. als Mitglied des Wissenschaftlichen Beirates verbunden. Für seine vielfältigen Verdienste wurde ihm 2007 in Potsdam die Moses Mendelssohn Medaille verliehen. Auf der Urkunde, die ihm zur Medaille überreicht wurde, heißt es: »Herrn Dr. Dr. hc. Hans Keilson, für sein herausragendes wissenschaftliches und literarisches Lebenswerk als Arzt, Therapeut, Psychoanalytiker, Pädagoge und Schriftsteller, für seine couragierte Teilnahme am Widerstand gegen die nationalsozialistische Gewaltherrschaft und für sein besonderes Engagement bei der Gründung und Arbeit in der jüdischen Kriegswaisenorganisation »Le Ezrat Ha Jeled« (Zur Hilfe des Kindes)«. In diesem Sinne wird das Moses Mendelssohn Zentrum Hans Keilson ein ehrendes Andenken bewahren.

I M P R E S S U M

Herausgeber

Moses Mendelssohn Stiftung
Sebastianstraße 31
D – 91058 Erlangen
Telefon: 09131-61800
Fax: -618011
kladow@snafu.de

Moses Mendelssohn Zentrum

für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8
D – 14467 Potsdam
Telefon: 0331-280940
Fax: -2809450
moses@mmz.uni-potsdam.de
www.mmz-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie

PF 1420, 38804 Halberstadt
Rosenwinkel 18
D – 38805 Halberstadt
Telefon: 03941-606710
Fax: -606713
mma-halberstadt@t-online.de
www.moses-mendelssohn-akademie.de

Redaktion

Dr. Ines Sonder/Moritz Reininghaus

Druck

druckhaus köthen

Bankverbindung

Dresdner Bank
BLZ: 160 800 00
Konto-Nr.: 4200 7575 00